

# "Ein Moment der Unverfügbarkeit"

Die Kantorin Barbara Fischer über die Kraft des gemeinsamen Singens und "O du fröhliche" in der Pandemie.

Protokoll: Johanna Schoener

DIE ZEIT Nr. 53/2021, 22. Dezember 2021

Wozu gibt es Musik? Diese Frage begleitet mich mein Leben lang. Eine erste Antwort bekam ich in den frühen Achtzigerjahren. Als Pfarrerskind bin ich in einer kirchlichen Einrichtung aufgewachsen, die mein Vater leitete. Wir wohnten inmitten von Menschen mit geistiger oder körperlicher Behinderung – Menschen, die in irgendeiner Weise nicht als vollständig gesehen wurden. Manche konnten nicht sprechen. Aber immer, wenn wir musiziert haben, im Posaunenchor, im Chor, im Gottesdienst, sah ich, wie diese Menschen zu einem ganz anderen Ausdruck fanden. Wie sie sich auf einmal zeigten und mitteilten, wie sie zur Ruhe kamen. Diese heilende Wirkung von Musik zu erleben hat mich geprägt.

Heute bin ich Kreiskantorin in der Nordkirche. Ich spiele Orgel im Gottesdienst, gebe Konzerte, leite Kinderchöre, einen Jugendchor und eine Erwachsenenkantorei. Im Alltag gibt es immer wieder Momente, in denen ich die Kraft der Musik deutlich spüre. Ich denke zum Beispiel an einen Jungen, sechs Jahre alt. Er ist Sohn eines Landwirts und wird in der Schule gehänselt, weil er angeblich nach Kuhstall stinkt. Dieser Junge kann sehr gut singen, er trifft sogar das hohe A. Im Chor wird er von seinen Altersgenossen bewundert, und es interessiert keinen, wie er riecht. Dieser Junge hat so viel Selbstbewusstsein aus dem Singen gezogen, dass er sich bei der Hochzeit seiner Eltern allein auf die Bühne gestellt hat.

Singen – das klingt so leicht. Aber bis jemand seine Stimme findet und die Sicherheit gewinnt, sie auch erklingen zu lassen, ist das ein mühsamer Prozess. Man arbeitet ja mit einem Instrument in seinem eigenen Körper. Die Stimme ist so sehr mit dem Innersten verbunden, dass Gesang immer auch offenbart, wie es dem Menschen geht. Selbst Profis brauchen eine enorm ausgefeilte Technik, um das zu verbergen.

Ich arbeite mit musikalischen Laien – und ich finde es gigantisch, was dabei entstehen kann. In der Adventszeit habe ich mit meinem Chor *Ich steh an deiner Krippen hier* geprobt. In dem Weihnachtslied gibt es einen nicht ganz einfachen Übergang von A-Dur nach F-Dur. Man kann versuchen, diese Klangverbindung musiktheoretisch zu erklären – oder emotional. Ich habe sie meinen Chormitgliedern mit dem Bild einer Blumenwiese beschrieben.

Die Mundwinkel gingen nach oben an diesem trüben, kalten Tag, Erinnerungen wurden geweckt, die Stimme bekam einen anderen Klangplatz, war so viel fokussierter, die Vokalfarbe änderte sich – und sie setzten den Harmoniewechsel perfekt um. Dass so etwas gelingt, noch dazu mit Menschen, die sonst im Leben oft nichts teilen, fasziniert mich bis heute.

Als Kantorin übersetze ich permanent Sprachbilder in Musik – im Gottesdienst an der Orgel und in der Chorarbeit. Noch häufiger allerdings übersetzt die Musik Sprachbilder: Kirchenmusik hat verkündigenden Charakter. Wenn Pastoren und Kantoren sich nicht als Konkurrenz betrachten, sondern sich gegenseitig Raum geben, kann Musik das ausdrücken, was nicht zur Sprache gebracht werden kann. Sie erreicht Menschen auf einer völlig anderen Ebene.

Ausgerechnet in der Corona-Zeit ist das oft weggefallen. Ich habe das digitale Proben mit meinen Chören bald wieder aufgegeben. Junge wie alte Sänger taten sich damit schwer, auch ich selbst. Vor den Kacheln auf dem Bildschirm fiel ja fast alles weg, was das gemeinsame Singen ausmacht: die Leiblichkeit, das Aufeinander-Hören, wann kommt eine neue Stimme dazu, wie laut ist sie, wie viel Raum nimmt der andere ein, wie verhält er sich in der Gruppe. In den ersten Gottesdiensten, in denen wieder gesungen werden durfte, hatte ich auf der Orgelempore das Gefühl, eine Befreiung herauszuhören.

Nun liegt ein weiteres Weihnachtsfest vor uns, an dem alles anders sein wird. Und ich empfinde es als ziemliche Aufgabe, die Menschen trotz allem zusammenzuführen. In unserer Gemeinde werden draußen acht kurze Christvespern als 3G-Veranstaltungen abgehalten und vom Chor begleitet. Es können also auch Menschen mitfeiern und mitsingen, die nicht geimpft sind. Die gesellschaftlichen Spannungen spiegeln sich natürlich auch in meinen Chören wider. Doch auch wenn es mir unbegreiflich ist, warum manche sich immer noch nicht für eine Impfung entschieden haben: Ich finde es wichtig, die Streitigkeiten einmal ruhen zu lassen und allen Menschen diesen Moment zu ermöglichen, der für sie Weihnachten ausmacht.

Mich persönlich erwischt es am Heiligabend, wenn ich *O du fröhliche* spiele, die Gemeinde sich erhebt, ohne dass man sie darum bitten muss, wenn sich an der Orgel der Zimbelstern mit den Glöckchen dreht und sein Geläut ertönt. Bei aller Routine entsteht in der Musik für mich dann etwas, das heute sehr selten und sehr viel wert ist: ein Moment der Unverfügbarkeit.